

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badischer Beobachter. 1863-1935 1909

23 (29.1.1909) 2. Blatt

Badischer Beobachter.

Hauptorgan der badischen Zentrumsparthei.

<p>Ercheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bezugspreis: In Karlsruhe durch Träger zugestellt, monatlich 90 Pf., vierteljährlich 2.70. In der Geschäftsstelle oder den Filialen abgeholt, monatlich 90 Pf. Bei der Post bestellt und dort abgeholt Nr. 23, durch den Briefträger ins F. u. S. gebracht, Nr. 2.67 vierteljährlich. Bestellungen werden jederzeit entgegengenommen.</p>	<p>Beilagen: Einmal wöchentlich: das illustrierte achtseitige Unterhaltungsblatt „Sterne und Blumen“. Zweimal wöchentlich: das vierseitige Unterhaltungsblatt „Blätter für den Familienkreis“.</p>	<p>Anzeigen: Die sechsseitige Beilage oder deren Raum 25 Pf. Anzeigen 60 Pf. Vorkaufspreise billiger. Bei öfterer Wiederholung entsprechende Rabatte. Anzeigen nehmen außer der Geschäftsstelle alle Anzeigen-Vermittlungsstellen an. Redaktion und Geschäftsstelle: Adlerstraße Nr. 42 in Karlsruhe (Baden). Sprechstunden der Redaktion: von halb 12 bis 1 Uhr mittags.</p>
<p>Notationendruck und Verlag der Aktiengesellschaft „Adonia“ in Karlsruhe, Adlerstraße 42. Heinrich Vogel, Direktor.</p>	<p>Verantwortlicher Redakteur für deutsche und badische Politik, sowie Feuilleton: J. Theodor Weber; für Ausland, Nachrichten und den allgemeinen Teil: Franz W. A. I.; für die Unterhaltungsbeilagen, den Handel und Verkehr: Heinrich Vogel; familiäre in Karlsruhe.</p>	<p>Verantwortlich für Anzeigen und Anzeigen: Hermann Wapler in Karlsruhe.</p>

Landwirtschaft und Familienvererb.

Bei Besprechung der Nachlasssteuer wird aus landwirtschaftlichen Kreisen, vor allem aus dem mittleren und kleineren Bauernstande, regelmäßig auf die große Bedeutung hingewiesen, die der Familienzusammenhalt und das gemeinsame Zusammenarbeiten auch der erwachsenen Familienmitglieder mit dem Betriebsinhaber auf dem Lande auch heute noch besitzt. Infolgedessen stellt der nach dem Tode des Familienhauptes den einzelnen Gliedern anfallende Erbteil zum großen Teil nichts anderes dar, als den Entgelt, den Lohn für die im Dienste der Gesamt-Familie geleistete Arbeit, und es ist oft genug schwer zu entscheiden, wieviel von dem Nachlass gerade beim mittleren und kleineren Landwirt auf die Tätigkeit des Betriebsinhabers, also des Erbtätigen allein, und wieviel auf das Zusammenarbeiten aller Mitglieder zurückzuführen ist.

Das wollen nun liberale Prolegoren nicht wahr haben. Und selbst der Staatssekretär der Reichsfinanzen, Herr Sydow, soll nach Wälder'schen („Deutsche Tagesztg.“ 1909, Nr. 20) auf der kürzlichen Versammlung des Deutschen Handelstages den Reichstag gebot haben, über das Vererbungsrecht der „germanischen Familie“ in die Reichssteuerdebatte zu treten. Das würde nur bedeuten, daß weder der Reichsfinanzminister noch jene liberalen Blätter von den in der Landwirtschaft wirklich vorhandenen Verhältnissen eine genügende Kenntnis haben, und daß auch die wieder die in letzter Zeit vielfach behauptete Erscheinung sich bemerkbar macht, daß nämlich die Verhältnisse der deutschen Landwirtschaft entweder rein mit häßlichen Augen, entweder mit von Staat und Industrie genommenen Maßstäben, oder nur nach den Verhältnissen des Großgrundbesitzes, vornehmlich des Ostens, beurteilt werden.

Schon nach der Berufs- und Gewerbebeziehung von 1895 hat Professor Dr. Dade in seiner Schrift: „Die landwirtschaftliche Bevölkerung des Deutschen Reiches um die Wende des 19. Jahrhunderts“ (Berlin, Borch, 1903 S. 20) dargelegt, wie sehr die soziale Gruppierung der in der Landwirtschaft einerseits und in der Industrie andererseits beschäftigten Bevölkerung voneinander abweicht. Von je 100 Personen der Berufsbeziehung entfielen 1895 auf die Klasse der Selbständigen und Angehörigen zusammen in der Landwirtschaft 63,43 Prozent, in der Industrie aber nur 32,64 Prozent; auf die Arbeiter entfielen in der Landwirtschaft 36,57 Prozent, in der Industrie aber 67,36 Prozent. Noch anschaulicher würden die Verhältnisse sein, wenn wir die Gruppierung der Arbeiterkräfte in der Landwirtschaft für sich betrachten und dabei zugleich die geographischen Hauptgebiete der deutschen Landwirtschaft ins Auge fassen: Von je 100 in der Landwirtschaft erwerbstätigen Arbeitskräften entfallen auf die mit-täglichen Familienangehörigen in Ostdeutschland 49,90 Prozent, in Westdeutschland 34,84 Prozent; auf die Knechte und Mägde entfallen in Ostdeutschland 26,98 Prozent, in Westdeutschland 37,95 Prozent, in Süddeutschland 31,56 Prozent. Auf die Tagelöhner entfallen in Ostdeutschland 51,18 Prozent, in Westdeutschland 30,96 Prozent.

Süddeutschland nur 15,15 Proz. (Deutsches Reich 33,57 Proz.)

Betrachtet man bloß den Reichsdurchschnitt für sich allein, so sind die Gruppen der mit-täglichen Familienmitglieder, der Knechte und Mägde und der Tagelöhner einander proportional allerdings fast gleich stark. Aber wie sehr ändert sich das Bild, wenn wir die einzelnen geographischen Gebiete für sich betrachten. Schon in dem Gebiete westlich der Elbe tritt die Mitarbeit der Familienmitglieder sehr bedeutend hervor und gar in Süddeutschland bildet sie im Durchschnitt fast die Hälfte sämtlicher Arbeitskräfte. Viel wird sich darin auch jetzt nicht geändert haben. In Bayern, für das die Ergebnisse der Berufszählung von 1907 bereits vorliegen, tritt der Anteil der Familienmitglieder auf dem Gesamterwerb der Familie auch heute noch ganz außerordentlich stark hervor. Nach Art 80 der Verträge der Statistik des Königreichs Bayern (herausgegeben vom kgl. Statist. Bureau München 1908; S. 56) setzt sich die landwirtschaftliche Arbeiterschaft in Bayern prozentual in folgender Weise zusammen: Mitbewohnende Familienangehörige 71 Proz.; Knechte und Mägde 20,2 Proz.; Arbeiter und Tagelöhner, welche eigenes oder gepachtetes Land bebauen, 1,2 Proz.; Arbeiter und Tagelöhner, welche kein eigenes oder gepachtetes, aber sonstiges Land (Gemeinland) bebauen, 0,1 Proz.; Arbeiter und Tagelöhner, welche kein Land bebauen, 7,5 Proz.

So dürfte denn der Schluß nicht ungerechtfertigt sein, daß der Spott über das aus der Familienangehörigkeit und dem gemeinsamen Familienvererb abgeleitete Argument gegen die Nachlasssteuer auf der Unkenntnis der Verhältnisse beruht, und zwar auf feiner geringen.

Deutscher Reichstag.

(105. Sitzung.)
Hd. Berlin, 28. Januar.
Beginn der Sitzung mittags 1 Uhr.
Auf der Tagesordnung steht die Weiterberatung des sozialdemokratischen Antrages Albrecht betr. die Regelung des Vertragsverhältnisses zwischen landwirtschaftlichen Arbeitern und Grundbesitzern und ihren Arbeitgeberinnen andererseits. Mit zur Beratung stehen Petitionsbücher betr. Rechtsverhältnisse des Grundbesitzes sowie betr. Aufhebung der Grundbesitzordnung und Herabsetzung des Konstitutionsrechtes an die landwirtschaftlichen Arbeiter.
Abg. Stengel (fr. Bp.) polemisiert gegen die neuen Ausführungen des Abg. Hahn über die Lage der pommerischen Landarbeiter. Er selbst und seine Freunde stimmten dem Grundgedanken des sozialdemokratischen Antrages bei.
Abg. Warendorf (Sp.) versichert, daß das Los der Landarbeiter im Hannoverischen ein durchaus gutes sei.
Abg. Wöhe (fr. Bp.) polemisiert gegen den Vordränger und den Abgeordneten Albrecht.
Präsident Graf Helldorf teilt den Eingang eines Antrages von Normann und Gershen mit auf namentliche Abstimmung über den Antrag selbst bezüg. über dessen Verweisung an eine Kommission. Die namentliche Abstimmung werde, so fügt der Präsident hinzu, erst morgen vorgenommen werden.
Abg. Hüfnagel (kon.) äußert sich gegen den Antrag Albrecht. Die Verhältnisse auf dem Lande und die in der Industrie seien grundverschieden. Der Arbeitsverdienst auf dem Lande sei nicht so niedrig, wie es

So eine blühende Gemeinheit!

Warum hat denn der orientalische „Wigbold“, der sich diese Gemeinheit leistet, nicht die Kinder aufgenommen und sie mit Freiheit und Licht versehen? Wm über diese schmierige Gewinnung! —
„Katholische Weltlichkeit und Liberalismus“
Unter diesem merkwürdigen Titel berichten liberale Blätter wieder einmal über das Wirken des Herrn Pfarrers Tremel von Volkach. Dieser Herr ist bekanntlich einer der weisen Mägen, die man dann und wann als seltsames Spiel der Natur beobachten kann, d. h. er ist katholischer Pfarrer und liberal, sogar jungliberal. Er gehört dem Weyreuther jungliberalen Verein an und hat leghin in seinem Verein gesprochen — gegen den ausbrüchlichen Wmich seines Bischofs. Von seinem Referat sei nur erwähnt, daß er sagte, er sei durch Studium der Geschichte Gegner des Zentrums geworden, da er einsehen gelernt habe, wie verderblich die Vermengung von Religion und Politik sei. „Weil ich meine Kirche lieb habe“, erklärte Pfarrer Tremel, „weil ich das deutsche Vaterland vor schweren Konflikten und Schicksalen bewahren will, deshalb bin ich gegen das Zentrum aufgetreten.“ Wir wollen ganz bei dem stehen bleiben, was der Herr jungliberale Pfarrer sagt. Also weil er seine Kirche lieb hat, ist er ein Gegner des Zentrums, das stets gegenüber liberalem Unverständnis und liberalem Mißverständnis für die Freiheit der Kirche eingetreten ist. Weil er seine Kirche lieb hat, ist er ein Jungliberaler beigetreten, welche, wie man allgemein bekannt, das Beste von Kirche und Vaterland wollen, wie ihre Mägen beweisen. Weil er seine Kirche lieb hat, gibt er das schlechte Beispiel und tritt im jungliberalen Verein als Gegner gegen das Zentrum auf im Gegensatz zu dem ausdrücklich geduldeten Wmich seines Bischofs. Eine merkwürdige Liebe zur Kirche, die sich in der Feindschaft gegen jene zeigt, welche das Recht der Kirche wie jedes andere Recht von jeher hochgehalten haben, und in der Freundschaft für jene, welche der Kirche gleichgültig oder gar feindselig gegenüberstehen. Eine sonderbare Liebe zur Kirche, die sich im Eingeborren gegen die kirchlichen Oberen zeigt. Herr Pfarrer Tremel — selbst wenn wir Sie für den allein Weisen halten wollten, was wir nicht tun, würde uns grauen vor Ihrer Weisheit. Die kann offenbar nur ein jungliberaler Mägen verdauen; unter geringen Mägen leidet sich vor so etwas um.
— Die Beschwerde des Lehrers Wehl in Würzburg gegen seine Disziplinierung wurde durch Entschließung des bayerischen Kultusministeriums vom 21. d. M. abschlägig verurteilt.

Deutschland.

Berlin, 28. Januar 1909.
Gemeinheit statt Wig. Wie gewisse Liberale alles begehren, auch den, der Wohlthaten spendet, zeigt die neueste Nummer des „Ill.“, des Beiblattes des „Berliner Tageblatt“. Bemerklich haben zahlreiche Klöster in Italien sich erboten, die Waisen der bei dem schrecklichen Erdbeben in Sizilien Verunglückten in Pflege zu nehmen. Solche hochherzige Fürsorge für die armen Opfer des Erdbebens müßte, so sollte man meinen, jedem anständigen Menschen ein Gefühl der Hochachtung und Anerkennung abringen. Weit gefehlt! Dem „Ill.“ muß auch dieses dankenswerte Anerbieten der Klöster dazu dienen, seinem Haß gegen diese Klöster zu fröhnen. In der Nr. 4 vom 23. Januar bringt das Blatt unter der Ueberschrift „Dambini di Messina“ (keine Kinder von Messina) ein Bild, auf dem freigelegt gezeichnete Mönche mit faulstücheln Lächeln kleine, weinende Kinder in ein Kloster führen. Und darunter steht zu lesen: „Unglückliche Kinder! Erst habt ihr die Eltern verloren; nun nimmt man euch noch die Freiheit und das Licht!“

Ernennungen, Verletzungen, Zurufe

(Gebaltsklassen II bis K.)
Aus dem Bereiche des Großh. Ministeriums des Großh. Hauses u. der answärtigen Angelegenheiten, Staatsbahnenverwaltung.
Ernannt: zum technischen Assistenten Feldjäger Friedrich Sandrock in Karlsruhe.
Übertragen: dem Oberstleutnant Joseph Höpfer in Offenburg unter Verleihung dieser Amtsbezeichnung, die etatmäßige Amtsstelle eines Zugmeisters Gebaltsklasse I; den Schaffnern Friedrich Freinlinger in Badolzell, Florian Kiefer in Offenburg, Philipp Groß in Heidelberg, Maximilian Hag in Mannheim, unter Verleihung der Amtsbezeichnung Oberstleutnant, etatmäßige Amtsstellen von Zugmeistern Gebaltsklasse II. Der zu-

Die weiße Frau von Oldenloe.

Originalroman von O. Ester.
Nachdruck verboten.
(Fortsetzung.)
In schmerzlichen Sinnen gedachte ich der schönen Tage im vorigen Sommer, wo mir die Welt noch in voller Blüte zu stehen schien. Ich dachte an Amalgunde, die mir damals in harmloser Freundschaft entgegengekommen war, die, wie ich wohl fühlte, sich allmählich in ein wärmeres Gefühl verwandelt hatte. Ich gedachte der Abschiedsstunde an dem Grunde meines Vaters, wo wir beide in unseren Herzen gelebt, wo wir Abschied nahmen mit dem glühenden Bewußtsein gegenseitiger Liebe. Ich dachte an unser Wiedersehen, als schon der Tod an der Lager des armen Kofbar stand; ich dachte an die Tränen, und doch an das sanfte, freundliche Lächeln und den innigen Druck ihrer Hand, womit sie mich begrüßte.
Ich dachte an all die schönen, stillen, von den innigsten Gefühlen erfüllten Stunden, die ich an ihrer Seite hatte verleben dürfen; ich dachte an die traurigen von Todeschatten umflogenen Tage der letzten Wochen, die wir gemeinsam verlebte — ich dachte an all das — an unsere Liebe, an unsere gemeinsame Trauer, an unseren gemeinsamen Schmerz — und die Tränen verfließen mir brennend heiß über die Wangen.
Alles war jetzt vorüber. Ihre Liebe, ihr Vertrauen, ihre Freundschaft! Ich hatte keinen Teil mehr an ihrem Leben, da ich ihr Vertrauen verloren. Ich war ein Fremder für sie geworden, der sogar die Hand nach ihrem Namen, nach ihrem Gut ausstreckte, der dem toten Bruder im Grabe noch seine Erbe, seinen Namen rauben wollte.

Selbst wenn es einen Ausweg aus diesem Labyrinth gab, selbst wenn ich auf alles verzichtete und die Vergangenheit ein Geheimnis bleiben sollte, gingen unsere Lebenswege auseinander. Die Vergangenheit stand wie ein Gespenst zwischen uns, das immer in jenen Augenblicken sein grünelndes Haupt erheben würde, wenn sich unsere Herzen einander wieder nähern wollten. Die Vergangenheit war die gewöhnliche, weiße Frau, die unglücklicherweise ihre Hände über unser Leben ausbreitete. Da gab es keine Verdrängung! Die Vergangenheit war nicht auszuweichen, die weiße Frau fand keine Ruhe, keinen Frieden — der Fluch der alten Sünde lastete auf uns allen und erdrückte unser Glück.
In solchen düsteren Grübeleien verfunken hatte ich nicht bemerkt, daß die Gräfin Witwe durch die Türe, welche in die Bibliothek führte, eingetreten war. Als sie mich anredete, fuhr ich erschrocken empor.
„Frau Gräfin — Sie hier?“
„Ich bin gekommen, um Ihnen in Ihrem Kammern zur Seite zu stehen,“ sprach sie mit sanfter Stimme.
„Wie könnte ich mich darnach, Ihnen mein Herz auszusprechen, aber ich glaube, auch Sie hätten mich verurteilt.“
„Wie können Sie daran denken? Weß ich nicht alles? Kenne ich nicht alle Ihre Gedanken? Sind Sie nicht mein lieber Sohn geworden?“
„O meine Mutter...“
„Ja, nenne mich so... aber wenn Du mein Sohn sein willst, dann hättest Du mir voll vertrauen sollen! Deshalb hast Du mir nichts von Deiner Liebe zu Amalgunden gesagt?“
„Wie konnte ich? Würde es nicht die Eigenart und Selbstsucht gellungen haben, ja, wie eine dunkle Drohung?“

Die Gräfin lächelte. „Die Dichter haben recht, wenn sie den Verliebten die klare Ueberlegung absperrt,“ entgegnete sie. „Wie hätte alles ganz anders kommen können! Aber jetzt kommt, die arme Edith verlangt nach Dir. Laß uns zu ihr gehen.“
„Ich folgte ihr durch das Treppchen in das alte Schloß und in die Wohnung meiner Großmutter.“
Im Vorzimmer trat uns die Pflegerin entgegen. „Was macht unsere Kranke?“ fragte die Gräfin.
„Sie hatte einen sehr unruhigen, bösen Tag,“ entgegnete die Pflegerin. „Erlauben Sie mir, Amalgunde bei ihr zu sein, ist sie ruhiger geworden, und jetzt ist sie entschlummert.“
„Ich glaube meinen Ohren nicht zu trauen.“
„Amalgunde ist bei ihr?“ fragte ich erstaunt.
„Ja,“ entgegnete die Gräfin mit leichtem Lächeln. „Ich habe sie selbst zu Edith geführt. Und nun tritt ein.“
Sie öffnete die Türe und ein lieblicher Anblick bot sich mir dar. Das Zimmer war durch eine Ampel sanft erleuchtet. Auf einem Ruhebett lag Edith, von leichten Decken umhüllt in sanftem Schlummer. Neben ihr lag Amalgunde auf einem niedrigen Labouret und hielt die Hand der Schlafenden in ihren beiden Händen.
Als sie uns eintreten sah, überstutete eine leichte Röte ihr blaßes Gesicht. Sie erhob sich, indem sie die Hand Ediths sanft auf die Decke zurücklegte und trat von dem Lager zurück.
„Weshalb verläßt Du Deinen Platz?“ fragte die Gräfin.
„Weil ich dem Entel der unglücklichen Frau den ihm gebührenden Platz nicht rauben will,“ entgegnete sie leise.
„Ich habe Gundolar hergeführt,“ fuhr die Gräfin

fort, „weil ich mir dachte, daß Du ihn manchen so jagen haben wirst, und daß hier angefaßt der Mutter seines Vaters der richtige Ort ist.“
Amalgunde senkte die Augen und eine tiefe Ant überflammte ihr Antlitz. Dann erhob sie plötzlich die Augen mit bittendem Ausdruck zu mir und streckte mir die Hände entgegen.
„Verzeihen Sie mir, Gundolar... ich tat Ihnen bitteres Unrecht... Großmama hat mir alles gesagt, ich bitte, verzeihen Sie mein Ungeheim...“
„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, Amalgunde,“ entgegnete ich bewegt. „Der Verdacht, daß ich unredlich, unaufrichtig gegen Sie und die Ihrigen gehandelt, kam nicht aus Ihrem edlen Herzen, ein niedriger, nachsüchtiger Mensch, der keine Lust an Streit und Intriguen hat, trüfete ihn in Ihre Seele.“
„Ich danke Ihnen, Gundolar... ach, ich bin jetzt so froh — so glücklich... jetzt werde ich Ihre arme Großmutter pflegen! Sehen Sie, wir haben schon Freundschaft mit einander geschlossen und sie sieht mich schon und nennt mich ihr liebes Tochterchen. Und auch Sie sind mir nicht mehr böse, Gundolar?“
„Wie könnte ich, Amalgunde?“
„Und nicht wahr,“ fuhr sie fort und legte in ihren alten vertraulichen Weise die Hand auf meinen Arm, „jetzt nehmen Sie den Vordröckel meines Vaters an?“
„Welchen Vordröckel?“
„Den er Ihnen heute nachmittags machte. Dann bilden wir eine Familie und alles Unrecht, alle Schuld ist dann gesühnt. Ich werde dann wieder einen Bruder haben, den ich ebenso lieb haben werde, wie den armen Kofbar.“
„Ich wage ich nicht in die Augen zu sehen.“
„Ich kam Ihr Bruder nicht werden, Amalgunde,“ sagte ich leise.
(Fortsetzung folgt.)

